

Predigt

Martinskirche Darmstadt, 19. September 2021, 16. Sonntag nach Trinitatis

Verfasser: Dr. Alfred König, Pfr.i.R.

Klagelieder 3, 22 – 26 + 31 – 32 ¹⁾

²² Chet Die Güte des Herrn bewirkt, dass wir nicht am Ende sind; seine Barmherzigkeit hat kein Ende,

²³ Chet sondern sie wird jeden Morgen neu. „Groß ist deine Treue und

²⁴ Chet der Herr ist mein Teil“, spricht meine Seele, „darum will ich auf ihn hoffen.“

²⁵ Tet Denn der HERR ist freundlich dem, der auf ihn harret, und dem Menschen, der nach ihm fragt.

²⁶ Tet Es ist eine gute Sache, geduldig zu sein und auf die Hilfe des Herrn zu hoffen.

²⁷ Tet 28 Jod 29 Jod 30 Jod [übersprungen]

³¹ Kaf Denn der Herr verstößt nicht ewig,

³² Kaf sondern er betrübt zwar, aber er erbarmt sich auch wieder nach seiner großen Güte.

Liebe Gemeinde!

Im Abstand von einigen Jahren kehren die für die jeweiligen Sonntage vorgesehenen Predigttexte wieder. So auch der eben gehörte Text.

Als ich in meinen Unterlagen nachgeschaut habe, um zu sehen, was sich geändert hat und was gleich geblieben ist seit dieser Zeit, war klar: Alte Predigten sind überholt. Manchmal kann man einen Grundgedanken aufnehmen. Die Zeit ist aber weitergegangen.

Weitergegangen und sogar neu gekommen sind jedoch die Katastrophen. Sie sehen anders aus als im alten Israel vor zweieinhalbtausend Jahren. Es herrscht bei uns Gott sei Dank kein Krieg – wie damals. Aber uns allen stehen sie vor Augen, die alten und die neuen Katastrophen: Seit Jahrzehnten nun schon die Katastrophe des Klimas, seit demnächst zwei Jahren die Coronakrankheit, in diesem Jahr die schlimmen Überschwemmungen in den Eifeltälern und die großen Feuersbrünste in verschiedenen Erdteilen.

Ist es an der Zeit, Klagelieder zu singen – so wie im alten Israel? Was wir heute Morgen miteinander betrachten, steht zwar im Buch der Klagelieder, aber in den gehörten Zeilen erklingt keine Klage, sondern ein Lied der Hoffnung und der Zuversicht. Es ist ein ABC-Gedicht, das mit einer verloren gegangenen Melodie gesungen wurde.

Ein ABC-Gedicht: Jeweils drei Verse beginnen mit dem Buchstaben A, es folgen drei Verse mit dem Buchstaben B, dann drei mit dem Buchstaben C und so weiter, bis alle Buchstaben vorkommen. Im Original geschieht das mit dem hebräischen Alphabet, das aber unserem ähnelt.

Diese Form von Gedichten eignet sich gut zum Auswendiglernen. Vergleichbare Dichtungen gibt es auch in der deutschen Tradition. Sie sollen dem, was gesagt wird, ein höheres Gewicht verleihen und signalisieren: „Das, was hier gesagt und gesungen wird, müsst ihr ernst nehmen!“

Wir sind heute ja eher der Auffassung, Gedichte als etwas Unverbindliches zu empfinden – Worte, die man in ein Poesiealbum schreibt. Schön und belanglos.

Das war in alten Zeiten anders. Gedichtete Texte forderten eine höhere Aufmerksamkeit heraus als normale Texte. Wir können davon etwas nachvollziehen, wenn wir einmal einen uns vertrauten poetischen Text ohne Vers und Reim hören:

Ich mache ein Experiment. Ich nehme ein Weihnachtslied, das wir alle sofort wiedererkennen, und nehme die Verse und Reime weg.

„Die Nacht ist still. Sie ist außerdem heilig. Alles schläft. Ein miteinander vertrautes Paar ist allein wach. Einen hübschen Jungen haben sie. Er hat bereits Locken. Er soll in Ruhe schlafen. Das wünschen sie sich.“

1) Kapitel 3 = 3. Klagelied: Je drei Verse beginnen mit demselben Buchstaben nach dem Alphabet, mit Schin ohne Sin 22 Verse. Die Perikope gibt einen Ausschnitt wieder.

Die ersten beiden Lieder enthalten je 22 Verse mit drei Zeilen. Die ersten Worte jedes Verses beginnen der Reihe nach mit den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets. Das vierte Lied ist ebenso gestaltet, jedoch kommen auf jeden Vers zwei Zeilen.

Das dritte Lied hat 66 Verse, unterteilt in 22 Einheiten zu je drei Versen. Jeder dieser Verse beginnt mit dem entsprechenden gleichen Buchstaben.

Das fünfte Lied hat 22 Verse zu je einer Zeile, aber ohne spezifische Buchstabenfolge.

...

„Stille Nacht, heilige Nacht.“ Ohne Vers und Reim wirkt es wie eine Parodie. Bei diesen nüchternen Zeilen berührt uns nichts. Da wird keine Erinnerung wach an zurückliegende Weihnachtsfeste und die Kindheit. Dazu müssten wir das Lied richtig hören und am besten sogar singen.

Kehren wir zu dem Lied unseres Bibeltextes zurück! Auch die Klagelieder wollen anrühren. Sie wollen geschehenes Leid nicht nur benennen, sie wollen es in den Seelen derer, die sie hören, sprechen, singen und aufleben lassen.

Das geschene Leid, um das es den Klageliedern Jeremias geht, ist die Eroberung Israels durch die Babylonier mit all ihren Grausamkeiten.

Aber diese Erinnerung, dieses neuerliche Fühlen des Leids in der Dichtung geschieht nicht, um im Jammer zu versinken, sondern um Trost zu finden. Trost und Zuversicht nämlich, dass Gott noch nicht das letzte Wort gesprochen hat. Dass es wieder eine Aussicht auf neuen Frieden und neue glückliche Zeiten geben wird.

So etwas muss man besingen, ihm einen bedeutenden Ton geben, um einen Weg zu den Herzen zu finden, weil sich nämlich Trost nicht mit einem sachlichen Satz oder mit Begründungen erreichen lässt.

Trost ist keine Angelegenheit von Worten. Etwa von Worten wie vielleicht diesen: „Das wird schon wieder!“ Oder: „Die Zeit heilt alle Wunden!“ Oder: „Das Leben geht weiter!“ Oder gar: „Jetzt sei doch mal ein bisschen optimistisch!“

Das hilft niemandem. Trostlosigkeit ist nämlich ein Gefühl. Ein Gefühl, das wehtut. Dagegen hilft, wenn überhaupt, dann nur etwas, das genauso etwas mit Gefühlen zu tun hat.

Etwa mit dem Gefühl der Geborgenheit. Wenn ich am Heiligabend „Stille Nacht“ im Gottesdienst mitsinge, dann fühle ich mich geborgen in der Kinderzeit, als Mutter und Vater noch mein Leben behüteten.

Solche Erinnerungen begegnen uns in vielfältiger Weise. Manche Gedichte, die wir in der Schulzeit lernen mussten, erwecken bei ihrem neuen Erklängen irgendwann im späteren Leben die Situation, das Erleben von damals aufs Neue.

Als ich diese Predigt geschrieben habe, tauchten solche Gedichtzeilen aus meiner Erinnerung auf. Ich studierte nicht gleich nach dem Abitur Theologie und hatte mit Kirche und Gemeinde nur am Rande zu tun. Als ich wieder näher rückte und regelmäßig Gottesdienste zu besuchen begann, wurde eines Sonntagmorgens Lied 445 gesungen: „Gott des Himmels und der Erden.“ In der fünften Strophe überlief mich ein Schauer: Sie war das Schulgebet, das ich gesprochen hatte, wenn ich mit dem Morgengebet dran gewesen war: „Führe mich, o Herr, und leite meinen Gang nach deinem Wort; sei und bleibe du auch heute mein Beschützer und mein Hort. Nirgends als von dir allein kann ich recht bewahrt sein.“

In diesem Augenblick wusste ich nach den Jahren der Jugend und jungen Erwachsenenzeit: Ich war angekommen. Mehr angekommen als durch die theologischen Bücher, die ich bis dahin gelesen hatte. Ich fühlte es.

Die Klagelieder des Propheten Jeremia erweckten ebenso die Gefühle derer, die sie sangen. Sie halfen allein dadurch, dass sie Worte für eine Melodie waren, die Situation, die Lage, in der sich die Menschen befanden, in ihre Stimmen, in ihre Musik einzubinden.

Und das können wir heute auch noch. In der Kirche, in der Gemeinde, in den Gottesdiensten haben wir jene Fülle an Liedern, die uns dieses kostbare Gut bescheren.

...

Was haben wir zu beklagen, welchen Trost suchen wir heute?

Ich habe die großen Plagen dieses noch jungen Jahrhunderts und der letzten beiden Jahre vorhin schon genannt. Aber viele von uns kennen auch die ganz eigenen Probleme, die Schwierigkeiten, ja auch die Katastrophen, die nicht in die Nachrichten gelangen, weil sie nur uns selbst betreffen. Uns richten dann Worte auf, die lauten: „Der HERR ist freundlich dem, der auf ihn harret“, wie es im Lied Jeremias heißt. Die Worte sprechen die große Hoffnung aus, die wir im Vertrauen auf Gott haben dürfen.

Hoffen zu können, muss aber auch ein Stück weit erlernt werden. Aber die Hoffnung stellt sich auch auf vielerlei Arten und in vielen ganz unterschiedlichen Situationen ein. Jemand schwer Erkranktes geht in seinen oder ihren letzten Tagen mit einer ganz anderen Last um, als dies die kleinen

Unglücksfälle des Alltags auferlegen. Es gibt da viele Stufen. Und für alle diese wird unsere Hoffnung anders herausgefordert.

Aber bleiben einmal wir bei den kleinen Missgeschicken! Versuchen wir, gerade an ihnen zu lernen nicht gleich aufzugeben, wenn etwas geschieht, was uns stark betrifft!

Ich vermisse meinen Schlüssel und bitte im Stillen Gott: Gib mir die Ruhe, noch einmal genau zu überlegen, wie ich ihn finden könnte! Ein Alltagsbeispiel. Aber an solchen Dingen können wir sozusagen üben, wie Hoffnung geht. Können wir hoffen lernen. Können wir wahrnehmen, dass wir unsere Zuversicht Gottes Hilfe anvertrauen können.

Das birgt nicht immer eine Erfolgsgarantie. Der Schlüssel bleibt vielleicht verloren. Aber ganz ohne die Hoffnung, ihn vielleicht doch noch zu finden, beginnen wir erst gar nicht, nach ihm zu suchen.

Hoffnung zu haben, gehört zu unserem Leben dazu wie Essen und Trinken. Alles, was wir anfangen, beginnen wir in der Hoffnung, es in der einen oder anderen Weise zu Ende bringen zu können.

Manches davon betrifft den heutigen Tag, manches Andere einen ganzen Lebensabschnitt oder es richtet sich, aufs gesamte Leben bezogen, auf das, was wir über dieses Leben hinaus hoffen dürfen.

Aber nicht nur in diesem letzten, großen Zusammenhang wurzelt und nährt sich unsere Hoffnung aus der Zusage Gottes, wie sie in Jesus Christus verheißen ist, nein, das Leben aus der Hoffnung hält uns fest und stärkt uns bis in unsere scheinbar kleinen Verrichtungen und Tätigkeiten des Alltags hinein.

Gott ist nicht erst nach diesem unserem irdischen Dasein für uns da, sondern schon hier und heute und mitten unter uns. Das hat Jesus gemeint, wenn er vom Reich Gottes sprach: „Das Reich Gottes ist mitten unter uns“,² sagte er. Denn das Reich, die Herrschaft Gottes hält uns in der Hoffnung, dass alles, was wir tun und was uns widerfährt, das Gute wie das Schlimme, zu einem guten Ende in Gott führt. Amen.

2) Lukas 17, 21